

JUGEND

MÜNCHEN / 1938 / NR. 16
STADT DER DEUTSCHEN KUNST

Preis 40 Pfennig



Max Cordier

Zum
Geburtstag des Führers

Aus unserem Skizzenbuch

Unerwartete Wirkung

Liebestragödien scheinen auf das Zwerchfell des Münchners eine erschütternde Wirkung auszuüben. Diese Erfahrung machten wir jedenfalls in einem Film, den man zuerst „Mitternachtswalzer“ und dann ebenso wenig glücklich „Verklungene Melodie“ benannt hatte und der wohl schließlich unter dem passenderen Titel „Aneinander vorbei“ seine erfolgreiche Laufbahn fortsetzen wird. Der Film ist auch für unromantische Gemüter anziehend, denn es ist Handlung darin; er beginnt mit einem Flugzeugunfall in der Sahara und endet im Neujahrstrübel von New York. Aber inmitten der bewegten Handlung vollzieht sich ein Spiel der Herzen, das ebenso bewegt ist zwischen zarter Empfindung und Leidenschaft. Brigitte Gorney und Willi Birgel gestalten dieses Aneinandervorbei in der Liebe zu einem Erleben, voll menschlicher Schönheit und Größe. Doch gerade dort, wo die Liebe im Höhepunkt ihres tragischen Konfliktes steht, da amüsierten sich die Zuschauer königlich. Der Münchner verträgt kein größeres Maß an Leidenschaft und Pathos. Und während der erste Stoff ihn zu unwiderstehlicher Zerknirschtheit hinreißt, läßt er dafür mit totemsternem Gesicht den frohlockenden Faschingzug an sich vorüberziehen.

Vom Telefon zur Philosophie

Es hat uns immer merkwürdig berührt, wenn ein Philosophieprofessor zur Telefonzelle geht. Und doch ist es nach unserer heutigen Rechtschreibung möglich, daß der Philologe fotografiert, während man den Kopf schütteln würde, wenn jemand den Karao Karuf ans Telephon rief. Wir phragen uns, woher diese Unstimmigkeiten? Der Doppelbuchstabe ph wurde früher fälschlich, aber allgemein auf alle s-Laute angewandt, die aus dem Griechischen kommen. Wir verdanken diese unständliche Schreibweise den Römern, die das griechische phi nachahmten, indem sie vor ihrem Buchstaben p den nach rechts offenen Halbkreis des griechischen h-Alphazents setzten. Es war eine ähnliche Mode wie die Französelerei unserer Großeltern, die Thor und Thür schreiben, nur weil das deutsche t nicht so weit vorn im Munde liegt wie das damals so „feine“ französische t. Die Griechen aber hatten nur ein Lautzeichen für ihren f-Laut phi, weshalb man auch bei uns zu Telefon mit f und foto mit t überging. Auch kam uns diese Schreibweise irgendwie deutscher vor. Warum aber dann noch Graphiph und Philosophier? Heute kommt uns die andere Schreibweise noch zu ungewohnt vor, aber wenn der erste Schritt getan ist, warum denn nicht den zweiten tun? Warum also nicht Graffik und Silosofier?



Seltzamer Verus

Von einer Bekannten, deren Freundin eine Bekannte hat, deren Mädchen — na, kurz und gut, von einem Gewächsmann siebenten Grades hörten wir kürzlich eine Geschichte, die sich bei einem bekannten Kammerjäger zugetragen hat. Er erhielt Besuch, der jedoch den Sänger nicht zu Hause antraf. Der Besucher fragte das Mädchen, wann der Herr des Hauses zurückkäme. Das könne man niemals sagen, meinte das biedere Mädchen. Der Herr habe auch sonst komische Lebensgewohnheiten. „I woas net, was der is“, sagte die Schöne vom Lande, „aber röhren tuat er den ganzen Tag wiar a Girsch!“

Niedersachsen

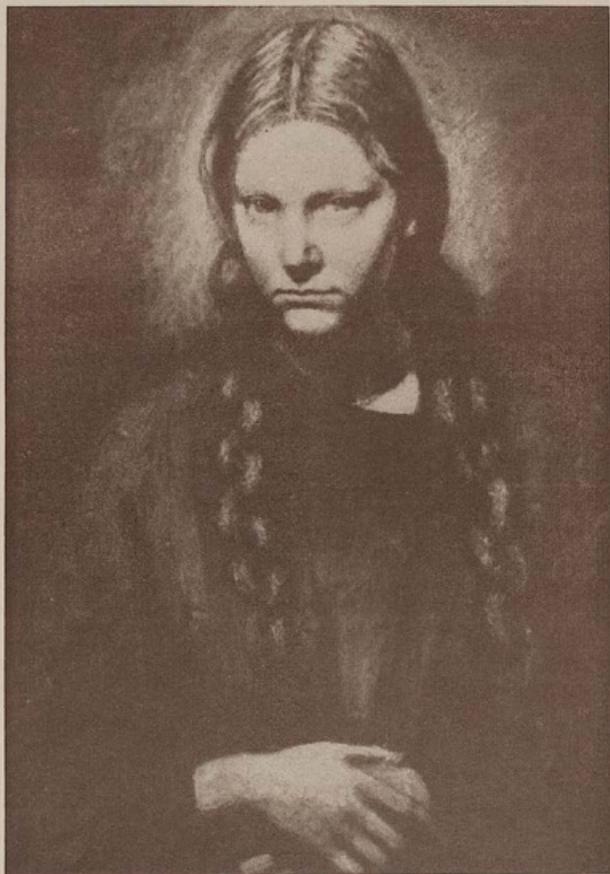
Ein Reich — ein Volk! Die Lieder der Bewegung kennen keine Landesgrenzen mehr. Im Norden singt man „Mein



Die Jugend

Zeichnungen von M. J. C.

J U G E N D



Deutsches Mädel

Hermann Pabst



Nationaltheater München

Adolf Hitler

Adolf Hitler malt München

Im Frühjahr 1912 kam Adolf Hitler nach München. Nach dem erlebten Kassen- und Völkerchaos, das zur damaligen Zeit in Wien herrschte, empfand er München in wohlthuendem Gegensatz als deutsche Stadt. Besonders zog ihn „die wunderbare Vermählung von erwachsiger Kraft und feiner Künstlerischer Stimmung, diese einzigartige Linie vom Hofbauhaus zum Odeon, vom Oktoberfest zur Pinakothek an“. Von Münchens Bauwerken empfing der junge Künstler Adolf Hitler Anregungen, die dem späteren Baumeister des großdeutschen Reiches den nachhaltigsten Eindruck hinterlassen sollten.

Mit sicherer, geschickter Hand zeichnete und malte er die Bauten Münchens. So sind kurz vor dem Weltkriege rund achtzig Bilder entstanden, die von der hohen künstlerischen Begabung Adolf Hitlers Zeugnis ablegen. Die inneren Befehle der Bauwerke sind mit größter Treue erfasst. Alle Feinheiten sind in der Zeichnung wiedergegeben. Darüber hinaus sind diese lichtdurchfluteten Bilder auch in der Farbenwirkung von großem malerischen Reiz.

Bewundern wir nun das große technische Können, das aus diesen Bildern zu uns spricht, so erhalten sie für uns einen un-

schätzbaren Wert durch die symbolische Bedeutung, die in der Wahl der Motive liegt. Das Alte Rathaus, das Karlstor und der Alte Hof, jene älteste Burganlage Münchens, sind Sinnbilder des deutschen Geistes in der Baukunst. Diese Bauten können sich in der ganzen Welt nirgend wo anders als in Deutschland befinden. In den Darstellungen dieser Bauwerke hat Adolf Hitler sich auseinandergesetzt mit dem, was deutsch ist in der deutschen Kunst. Wer heute die Ordensburgen der NSDAP sieht, der wird über Jahrhunderte hinweg eine Verwandtschaft erkennen und den nationalen Charakter dieser Bauten begreifen.

Nicht weniger liebevoll hat Adolf Hitler sich mit den Bauten um den Odeonsplatz auseinandergesetzt, jener Stätte, die später durch die Wurzelgen der nationalsozialistischen Bewegung für alle Zeiten geheiligt werden sollte. Die feinen und reichen Profile an den Gesimsen der Theatinerkirche erleben eine Weiterführung im edelsten Sinne an den neuen Bauten am Königlichen Platz. Die Hofgartenseite der Residenz ist mit ihrer langen, gegliederten Front manchen der großen Bauwerke verwandt, die überall dort entstehen, wo der Lebenswille des nationalsozialistischen

Deutschen Reiches in seiner Macht und Herrlichkeit zum Durchbruch kommt.

Der klassische Bau des Nationaltheaters aber verkörpert jene ersten edlen Bauerschöpfungen germanischen Geistes in Griechenland, die sich als ein wahrer Volksstil offenbaren. Denn nicht hinter unzugänglichen Mauern schließt der Geist der Volksgemeinschaft sich ab; frei flutet zwischen den Säulen das Volk herein. So ist dieser Gemeinschaftsstil ein Kennzeichen jener wahrhaften germanischen Demokratie geworden, deren Grundgedanke heute im Westen durch die Verlogenheit der sogenannten Friedensverträge in sein Gegenteil verkehrt wurde. Eine lebendige Verkörperung findet der Baugedanke dieser Volksgemeinschaft im Hause der Deutschen Kunst. Hier ist alles Unweltliche abgestreift, die einfachen, klaren Bauelemente treten hervor.

Zu unserem Staunen erkennen wir, daß die Wahl der Motive in den Bildern Adolf Hitlers keineswegs ein Zufall gewesen ist. Der Baumeister des Dritten Reiches hat in Zusammenarbeit mit seinem genialen Architekten Paul Ludwig Troost sich später die Bauten geschaffen, zu denen die Vorstudien schon zwei Jahrzehnte zurück liegen!

Dem Führer

Tiefdunkle Nacht lag über deutschen Gauen.
Geknechtet und verflucht das Volk — verhöhnt. —
Verklungen und verstummt die Freiheitlieder,
Das freie deutsche Wort verhaßt — verpönt! —

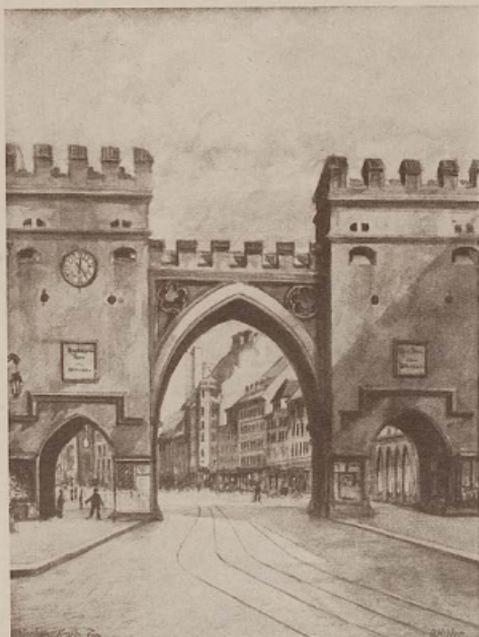
Zerziffen und zerteilt in tausend Gruppen —
Dein schlimmster Feind du selbst! — Verhetzt, verlacht! —
Ein steuerloses Wreck in Sturm und Wellen:
Bis Ein er dir die Freiheit hat gebracht! —

Aus eigener Kraft hat er das Band geschmiedet;
Den Weckruf dir in Herz und Hirn gebracht! —
Des stolzen Adlers Fesseln jäh zerbrochen. —
Nun steig, mein Rat! — Die Zwietracht ist gebannt! —

Ein Pulsschlag, heiß und schwer, Ein starker Wille,
Durchströmt das Volk in nie geahnter Kraft. —
Es ist die Macht, die Völker neu gestaltet;
Die heil'ge Kraft, die Weltgeschichte schafft! —

frei bist du nun! — Durch deines Führers Wille
Machtvoll und groß! — Im freien, deutschen Raum
Ecklingt das Wort von Stolz und Ehre wieder;
frei und geeint nach tausendjähr'gem Traum! —

J. ZERCHER



Karlstor München

Adolf Hitler



Theatinerkirche in München Adolf Hitler

Der Kennverein 1900

Eine Münchner Lausbuben Geschichte
um die Jahrhundertwende

Von Albert Wisheu-Martens

Es war kein eingetragener Verein, der Kennverein von 1900. Auch hatte sein Gründer, der Vogelhuber Toni, keinesfalls die Absicht, Dreijährige laufen zu lassen, wie Niem oder Dagfling. Dreijährige hätte der Toni glatt abgelehnt, vor allem auch darum, weil sie kaum in der Lage gewesen wären, den einmaligen Beitrag in Höhe eines Zehnerls zu leisten. Nur wer ihm diesen Tribut sollte, konnte Mitglied des Kennvereins werden. Dreijährige kamen gar nicht in Frage. Die Mitglieder seiner Gründung hatten immerhin schon ihre 8 bis 9 Lenze am Buckel. Außerdem hatten sie das dringende Verlangen, der Toni möchte endlich sein Wort einlösen und das Kennen abhalten, damit sie in den Besitz der „wunderbaren Preise“ kämen, die er ihnen verheißten hatte. „Die wunderbaren Preise“ machten dem Toni schwere Sorgen, da sie ja nur in seiner Phantasie vorhanden waren, denn die Mitgliedsbeiträge hatte er längst ruheloserweise für Kokosfloren, Liebesruhen und Bärenreiß verprascht. An diesen verbotenen Freuden hatte er auch seinen besten Freund den Kanariener Gussl, teilnehmen lassen, dem er sich nun in sein Bedrängnis öffnete. „O blaujahr!“, sagte der Gussl nicht ohne Mitgefühl. Aber trotzdem riet er dem Freunde dringend, innerhalb der nächsten Tage das „Preisrennats“ abzuhalten, da dieser sonst mit einem Obewaschhennats oder ähnlichen unliebamen Zandreichungen zu rechnen hätte. „Dreimal um d' Sankt Paulskirche wech rumg'lossa“, legte der Gussl Ort und Art des sportlichen Ereignisses fest. „Do' mir aus“, stimmte der Toni kleinlaut zu, „aba halt die Preis —?“

„Ja mei“, erwiderte der Berater, „da muasst scho mit deine Spuijscha aufirucka. Dein schona neuen Ball kriagt der, der wo as Erzil macht.“

„Ja, den gib i net her!“, wehrte sich der Toni mit großer Entschiedenheit. „Was taat denn da mei Vatta sag'n!“

„Schaug halt, dasi du as Erzil machst, nacha g'hört a ja wieda dei.“

Diese trostreichen Worte flossen wie Balsam in die wundte Seele des Anton Vogelhuber. Am nächsten Tag sah man einen Vuben unermülich und schneidend um die Paulskirche rennen. Eine ältere Frau, an die er hinrumpelte, schalt ihn

Österreichisches Studentenlied

aus dem Jahre 1848

Ihr deutschen Brüder seid begrüßt
Am Rhein und wo die Donau fließt
Wo alles grünt im Maienhain
Wir wollen deutsch und einig sein.
So schön wie unserer Berge Pracht
So hell wie Eure Elbe lacht,
Drauf reichen wir dem Vaterland
Mit aller Treu' die Bruderhand.

Wir bringen Euch zum Ostseestrand
Den Gruß aus unserm Alpenland,
Ob Nord, ob Süd, ob Ost, ob West
Kein Deutscher von dem andern läßt.
Was kümmert uns der Fürsten Zwiß,
Wenn deutsches Volk nur einig ist.
Du schönes Land, du deutsches Land
Sei uns begrüßt All-Vaterland!

Wenn deutsche Seelen sich versteh'n
Muß jeder Sturm vergeblich weh'n
Und wächst der Feind auch riesengroß,
Wird er zermalmt durch deutschen Stoß.
Du deutsches Schwert bist großes Schwert,
Das nur beschirmt den eignen Herd,
Du schönes Land, du deutsches Land
Sei uns begrüßt All-Vaterland!

einen spinnaten Kogbuam. Diese sportfremde Seele von 1900 wußte ja nicht, daß hier der Gründer des Kennvereins seinem Training oblag.

Am darauffolgenden Mittwochnachmittag sollte das „Preisrennats“ stattfinden. Der Gußl half seinem Freunde bei der Beförderung der „wunderbaren Preise.“ Es waren große zeitungsumhüllte Pakete, die der Toni gegen voreilige, unbefugte Zugriffe mit vielfach verknotetem Spagat geschützt hatte.

Der „Salonball“ aber, in der Pracht seiner orange-schwarzen Längsstreifen thronte unverhüllt oben auf, von Tonis Kinn krampfhaft gehalten.

„Schaug sei, daß d' as Erzil machst!“, mahnte der Gußl, „woast scho“, der Kapshammer Hansl hat arg lange Hazen und der Kopf Otzl is aa a rechts Ostemm.“ In jähem Schrecken drückte da der Toni den Ball so innig an sich, daß er ihm entglitt und in zierlichen Sprüngen davonfederte. Der Gußl fing den Ausreißer wieder ein und wollte ihn nun auch tragen; aber der Toni bestand nachdrücklichst darauf, daß der Ball wieder an seinen früheren Platz

zurückkehre. Das verdroß den Andern und er konnte sich darum nicht enthalten und er konnte sich darum nicht enthalten der langen Hazen des Kapshammer Hansl noch einmal Erwähnung zu tun. Der Toni schluckte hörbar und schwieg.

In der Paulskirche wurden die beiden von den anderen, bereits ungeduldig harrenden Kennvereinsmitgliedern heftig bestürmt, die „wunderbaren Preise“ auf der Stelle auspacken, aber ihr Stifter widersetzte sich diesem Ansuchen mit eiserner Entschiedenheit. Der heimlich unternommene Vorstoß des Kopf Otzl, einen Blick auf die verborgenen Schätze zu werfen, scheiterte an der knotenreichen Verschnürung. Als dann der Toni noch, nach einem abschätzenden Seitenblick auf die Beide seiner Mitbewerber Kapshammer und Kopf, den viel bewunderten Ball als dritten Preis bestimmte, gab man sich zufrieden; war der dritte Preis so verlockend, wie begehrenswert mußten dann die beiden ersten Preise sein! Der Gußl schwang sich rittlings auf eine Sandkiste, an deren Seitenwand die Siegerpreise aufgestellt wurden. Die 8 Buben traten in einer Linie an und Gußl, der Starter

kommandierte zünftiggemäß: „Erstens — richtet euch! Zweitens — fasset euch! Drittens — hauts drei!“ Der Kennverein 1900 brauste dahin. Ein munterer Jockl beteiligte sich kläffend an der Konkurrenz und ein stattlicher Wolfshund, den eine würdige nicht unbeleibte Dame an der Leine führte, zwang seine Herrin zu einem Dauerlauf. Die Läufer achteten nicht dieser Zwischenfälle. Verbissen kämpften sie um den Sieg. Der Kapshammer Hansl lag, hart bedrängt vom Kopf Otzl, an der Spize; dann folgte der Toni und hinter ihm kamen die andern fünf. In dieser Staffelfolge ging es an der „Schiedsrichter-bühne“, vom Gußl stimmigewaltig angefeuert, vorbei. Der Toni schielte nach seinem Ball und nach den andern Schätzen. War es das schlechte Gewissen, das jäh schon zu voreilig ausgegeben? Kurz hinter der Sandkiste überholte ihn der Müller Rudi und, ehe er sich dessen noch recht bewußt ward, flüchtete auch schon der Gümml Vale an ihm vorüber. Da riß er sich zusammen und stürmte aufs Neue los, aber ehe er noch die Sandkiste zum zweiten Male



Die Isar bei Tölz

sichtete, verließ ihn die Ausdauer. Der Salonball war unwiderbringlich für ihn verloren. Sein wunderhübscher Ball! Da leuchtete er an der Sandkiste. Ehe der Gussl noch recht begriff was da geschah, stürzte der Toni zu ihm hin, packte seinen Ball und rannte, so schnell ihn seine Beine trugen, auf und davon. „Ja Toni —“, rief der Gussl fassungslos und starrte dem Flüchtling entgeistert nach. Da tauchte auch schon der Kapshammer Hansl leuchtend auf und schrie: „Erster — bin i!“ Damit stürzte er sich auf seinen Preis. Der zweite Sieger, der Müller Rudi, tat es ihm nach. Der dritte Preisträger aber, der Kopf Ottl, suchte erregt nach seinem Siegeslohn, dem Ball, den er nirgendwo finden konnte und als er dann erfuhr, was geschehen war, fing er gar gretulich zu schimpfen an. Gleich darauf legte auch der Kapshammer Hansl los; denn als er endlich seinen Preis aus einem Wust von Zeitungspapier heraus geschält hatte, entpuppte sich dieser als eine Schachtel mit Zinnsoldaten. Standhaft freilich waren die wenigsten und auch um ihre Wehr war es äußerst mangelhaft bestellt. Ja die meisten

hatten sogar den Kopf verloren. Die stimmgewaltige Entrüstung des ersten Preisträgers wurde aber, wenigstens was die Tonsstärke anbelangt, noch weitaus von der Empörung des Müller Rudi übertroffen, der die jämmerlichen Reste eines reichlich verbrauchten Malkastens in seinen Siegerhänden hielt. Auch die Gewinner des vierten und fünften Preises, die der Toni mit je einem Schusser bedacht hatte, legten schnell Verwahrung dagegen ein. Die Fenster der umliegenden Häuser öffneten sich ruckartig und erregte Antworten des sonst so stillen St. Paulusplatzes protestierten ihrerseits mit rauhen Worten gegen diese heillose Ruhestörung. Als dann noch die drohende Helmospitze eines königlichbayerischen Schutzmannes auftauchte, trennte sich vorsorglich der Kennverein mit dem feierlichen Gelöbnis, geminnige Rache an dem Oberschuffen Toni zu nehmen. Der Strafenkletter Brumbil aber, der den Platz mit alten Zeitungen übersät fand, schüttelte mißbilligend sein Haupt; er ahnte nicht, daß er mit dem alten Papier auch den Kennverein 1900 in seinem Kehrichtwagen begrub.

Distaturen und Demokratien

Kürzlich besuchte uns freudig Johnny aus England. Er ist ein reizender Keel, sprühdend von Witz und Humor, aber überzeugt, daß wir Deutschen unter einer Diktatur schmachten. England hält er dagegen für demokratisch. Wir fragten ihn, warum er ausgerechnet ein Land, dessen Regierung die Zustimmung des ganzen Volkes habe, als Diktatur bezeichne. Und die Regierungen des Westens, die nur Parteien vertreten, demokratisch nenne. Denn Demokratie heißt doch Volksherrschaft. Aus seiner Erklärung verstanden wir, daß in Deutschland die Regierung wirklich regiere, während die Demokratien dazu da seien, um ihre Regierungen am Regieren zu verhindern. Denn nicht die Regierung regiere ja, sondern das Volk.

Aber das Volk kann doch nur regieren, wenn es sich einen Führer wählt, warfen wir es schließlich ein. Einen Zustand, wo niemand verantwortlich ist, nennen wir Anarchie. Sollte Johnny's Gesichtspunkt sich bewähren, werden wir in Zukunft doch wohl von den „Großen Anarchien des Westens“ reden müssen. Tatsächlich macht uns die englische Presse ein Geschenk damit, daß sie die Anarchie als Demokratie, und die Volksherrschaft mit verantwortlicher Führung als Diktatur bezeichnet, denn so sehr wir dem Westen eine verantwortliche Regierung gönnen: wenn sie sie nicht haben wollen, ist es unser Vorteil. Schließlich wird man uns noch vorhalten, wir hätten den Ausbruch Diktatur erfunden, um andere von unserem System abzuschrecken. Nein, lieber Johnny, diesmal war's ihr es selber. Viel Glück, Johnny!

Ein warmer Sonntag im März

Die ganze Familie geht spazieren, Papa, Mama, der vier- und der zehnjährige Bub. Wo muß Papa nicht alles erzählen, auf wieviel Fragen muß er nicht Antwort geben?

Die Sonne scheint warm, der Weg wird lang. Beim Vater meldet sich der Durst. Er weiß in der Nähe ein Wirtshaus. Er fängt gelinde und fürsorglich an, bei der gestrengen Mama für seinen Durst zu werben. Ach ja, es ist so warm! Man muß so viel erzählen, die Kehle wird trocken! Papa hat Durst! — Doch der Vierjährige funkt dazwischen:

„Ach, Papa weißt, wenn ich Durst habe, schluck ich die Spucke und mach a neue! Mach's doch auch so!“

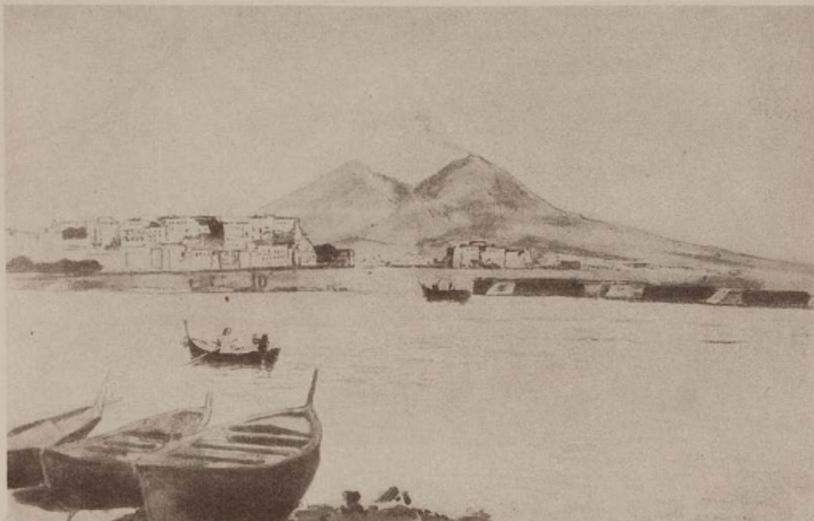
Der Papa hat's so gemacht. Die Sonne scheint warm. Das Wirtshaus ist vorbei.

X. A.



Akt

Georg Schrimpf



Der Vesuv

Hans Thoma

Die Ruinen von Pompeji

Von J. S. Köster

Otto und Ottilie standen auf dem Vesuv. Der Vesuv rauchte.

„Prächtig!“ lobte Otto.

„Einmalig!“ nickte Ottilie.

Dann fügte sie noch hinzu:

„Gibt es hier oben keine Stocknägels?“

„Fraglich.“

„Angesichts! Die Leute würden ein Bombengeschäft machen.“

Dann fotografierte Otto noch seine Ottilie vor dem Vesuv, neben dem Vesuv, auf dem Vesuv und Ottilie knipste den Otto in den gleichen Posen, wobei sich Otto vergeblich nach einer Palme umfah, die er gern mit auf dem Bild gehabt hätte. Und als dies geschehen war, packte Ottilie ihre sieben Sachen und sagte aufatmend:

„Das wäre auch geschafft! Jetzt kommt Pompeji!“

„Wer kommt?“

„Pompeji.“

„Wo kommt er?“

Ottilie schüttelte ärgerlich den Kopf.

„Pompeji kommt doch nicht her — wir gehen doch hin!“

„Zu Pompeji?“

„Ja.“

„Wo wohnt er?“

„Otto! Otto!“ sagte Ottilie und wunderte sich, „erinnerst du dich nicht mehr, daß ich daheim sagte: wenn wir den Vesuv gesehen haben, besuchen wir Pompeji!“

„Ja. Das weiß ich schon. Aber da müssen wir doch wissen, wo der Mann wohnt!“

„Pompeji ist kein Mann, Otto.“

„Nein.“

„Nein.“

„Zu einer Frau gehe ich aber nicht in dem Aufzug.“

„Pompeji ist auch keine Frau, Otto. Pompeji ist eine Stadt.“

Otto nickte bedächtig:

„Aha! Dachte ich es mir doch fast. Wer wohnt denn dort, den du kennst?“

„Niemand.“

„Niemand? Da brauchen wir doch auch nicht hin, was wollen wir denn dort?“

Ottilie seufzte:

„In Pompeji wohnt überhaupt kein Mensch.“

„Warum nicht? Stehen die Häuser dort leer?“

„Natürlich.“

„Da möchte ich nun erst recht wissen, warum du da hin willst! Kein Mensch dabei! Wo sind denn die alle?“

Ottilie holte den Baedeker hervor.

„Pompeji“, las sie vor, „einst eine blühende Hafenstadt in Campanien —“

„Augenblick bitte!“ unterbrach Otto, „wiejo denn Campanien? Wir sind doch hier in Italien?“

„Das hieß früher so“, belehrte ihn Ottilie.

„Was? Italien hieß früher Campanien?“

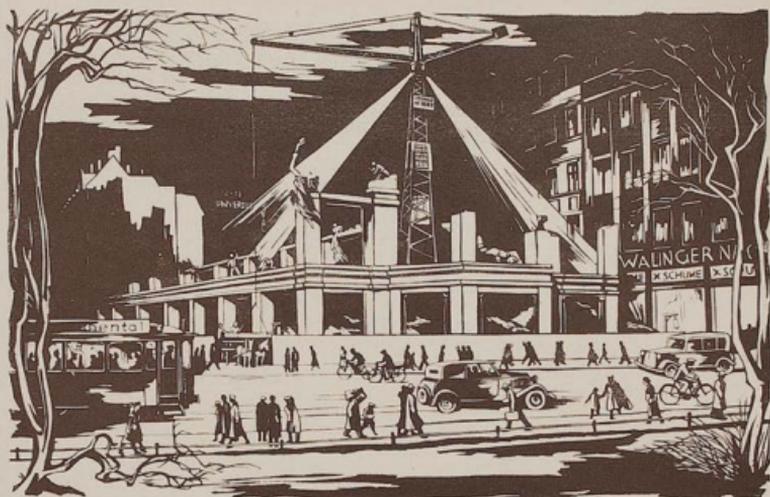
„Ja.“

„Komisch! Wenn ich daheim erzähle, ich habe eine Campanienreise gemacht, weiß keiner, wo ich war. Gut, daß wir fotografiert haben! Wiejo hat denn das früher anders geheißen als jetzt?“

Ottilie juckte die Schultern.

„Woher soll ich das wissen? Ich habe doch früher auch Müller geheißen und jetzt heiße ich Gölle!“

„Ja du! Weil du mich geheiratet hast! Mit Müller ist das übrigens die gleiche Schöfe wie mit Campanien. Wenn man sagt, man war bei Müller, weiß keiner,



Neubau

J. Lebeck

bei welchem Müller. Vielleicht deswegen!"
 „Sicher deswegen, Otto!"
 „Und in diesem Campanien liegt jetzt dein Pompeji!"

„Ja."
 „Was gibt es denn da zu sehen?"
 „Alte Sachen, Otto."
 Otto guckte schief.

„Alte Sachen: Alte Sachen habe ich an. Wenn ich alte Sachen sehen will, gucke ich daheim in meinen Kleiderschrank."

„Das sind doch andere alte Sachen, Otto! Die sind aus Stein."

„Aus was für Stein?"
 „Aus Marmor."

„Marmor? Marmor läßt sich hören! Wir haben doch daheim ein Bild über dem Bett: Marmor und Psyche —"

„Das heißt doch Amor, Otto!"

„Gott, wegen dem einen M! Weit kann es da nicht weg sein."

Ottillie ließ den Mut nicht sinken.

„Pompeji ist etwas ganz anderes, Otto. Da sind alte Häuser und alte Figuren in besonders schönen Proportionen —"

„In was?" unterbrach Otto.

„In schönen Proportionen."

„Siehste!" sagte Otto erfreut, „das hängt also doch mit dem Bild im Schlafzimmer zusammen. Da sind auch schöne Proportionen zu sehen. Als mein Freund Gustav jüngst bei uns war, hat er zu mir gesagt: guckemal, Otto, was die für schöne Proportionen hat! Und das ist dort zu sehen?"

„Otto! Otto! Du bringst mich noch ins Grab!"

Otto wurde zärtlich.

„Aber nicht doch, Ottillie! Ich gucke ja auf das Bild gar nicht hin."

„Wer spricht denn von dem Bild, Otto, wir reden doch von Pompeji. Pompeji ist eine untergegangene Stadt — eines schönen Tages ist der Vesuv ausgebrochen und hat die ganze Stadt mit glühender Lava übergoßen. Das hast du doch in der Schule gelernt, Otto!"

Über Ottos Gesicht lief ein seltsames Erleuchten.

„Ach das Pompeji ist das? Ja dann! Aber da brauche ich nicht erst hin, das fenne ich schon."

„Wie?o kennst du denn das, Otto?"

„Das habe ich schon vor vier Jahren gesehen."

„Aber Otto! Du warst doch noch nie in Italien?"

„Nein. Aber im Kino habe ich es gesehen. Die letzten Tage von Pompeji. Da waren aber noch Leute dort! Wo sind denn die jetzt alle?"

„Erstarrt! In Lava. Und die siehst du in Pompeji, ganz natürlich, als wäre es erst gestern geschehen. Da liegt auch noch damals gebadenes Brot und frische Semmeln, zweitausend Jahre alt, reinhart, dabei sieht sie aus wie frisch —"

„Ottillie!" rief Otto, „so eine Semmel habe ich heute zum Frühstück bekommen:

Die sah auch aus wie frisch! Und deswegen soll ich erst nach Pompeji! Nein, Ottillie, da geh man du allein, ich gehe inzwischen schnell mal nach Sorrent rein und schaue mir den Busen von Neapel an. Und dann erzählst du mir, wie es bei dir war und ich erzähle dir, wie es bei mir war. Auf diese Weise haben wir alles gesehen und einen ganzen Tag gesparrt."

Da es aber in dieser Minute zu regnen anfang und weder Otto noch Ottillie einen Schirm mithatten, liefen sie eiligst nach Sorrent. Sie kamen auch am nächsten Tag nicht dazu, denn sie verjagten sich beim Frühstück in eine so dicke Debatte, ob man nun den Vesuv besser mit Schirm oder besser ohne Schirm besteigen solle, daß es bereits dämmerte, als sie zu dem Resultat kamen: wer will, kann einen Schirm mitnehmen.

Liebe Jugend!

„Vater, schreibe man frische mit schwarzem Fir", so fragte mein Junge, während er mit seinem Aufsatz beschäftigt war. Da der Bub einen wahren Gang hat, alle Zeitwörter schwach abzuwandeln, so sagte ich kurz: „Man sagt nicht frische, sondern frisch." Als ich später den Aufsatz durchlas, fand ich folgende Stelle: „Ich fraß kümmerlich mein Dasein durch meiner Hände Arbeit."

Das rettende Österei

Von G. W. Birkmayer

Wenn man eine Braut hat, muß man ihr bei gewissen Gelegenheiten kleine Geschenke machen. Da ist der Geburtstag, ist Weibnachten, Östern und Pfingsten. für die feste ist die Einteilung ungefähr so: für Weibnachten etwas Nützliches, Östern etwas Süßes und Pfingsten Blumen.

Werner Kost hatte eine Braut. Er wußte auch, was sich in punkto Schenken gebot. Östern stand vor der Tür und da mußte seine Käthe etwas zum Naschen haben. Das war sicher.

Der Einkauf bereitete Werner kein großes Kopferbrechen. Er erstand ein großes Schokoladenei, sein mit Dralinen gefüllt und mit einer rosa Schleife versehen.

Nun war aber Werner ein Mensch, der die alten Bräuche liebte: Christbaum zu Weibnachten, Kuchen mit Kerzen zu den Geburtstagen und das Eierjuchen an Östern. So kam es, daß er am Ostermontagsmorgen in seiner Wade nach einem Versteck für das Schokoladenei herumjuchte. Um 11 Uhr sollte Käthe kommen und ihn zu einem Ausflug abholen. Vorher mußte sie das Geschenk finden.

Nach eifrigem Nachdenken kam Werner ein guter Gedanke. Er sagte sich, daß das einfachste Versteck meist das für den Sucher unauffindbarste ist. In Kriminalromanen kann man diese Tatsache oft lesen. Er gab also alles weitere Sinnenreue auf und legte das Ei kurz entschlossen hinter das Kissen, das den Sitz eines altmodischen Lehnstuhls zierte. Die Käthe — na, die würde doch in allen möglichen Winkeln zuerst suchen. So dachte Werner.

Käthe kam dann, frühlingsgelaut und in einem schon sommerlich anmutenden Kleidchen. Östergriße wurden zwischen den beiden ausgetauscht und dann alberte Werner: „Nun müßt du aber dein Östereisuchen. Ja, wo ist es denn versteckt? Such doch mal!“

Käthe war sofort dabei, diesen Heinen Scherz mitzumachen. Sie sah zuerst hinter den Ofen, zog den Aischkasten hervor, guckte unter den Waschtisch, Bett und Schrank. Ein kurzes Nachdenken führte sie dann zu der Kommode in der Ecke. Sie zog die oberste Lade heraus, kramte unter der Wäsche. Dort lag etwas Hartes. Sie zog den Gegenstand hervor — ein Bild im Rahmen. Neugierig betrachtete sie den Fund. Doch plötzlich verfinsterten sich ihre Züge und sie rief entrüstet: „Werner, was ist das? Wer ist dieses Weib?“ Oh, du betrügst mich! Rede — los — wer ist das?“

Das Bild zeigte tatsächlich einen

Mädchenkopf. Darunter stand geschrieben: Zur Erinnerung an Deine Dia.

Schon als Käthe den Rahmen herausnahm, hatte Werner einen hochroten Kopf bekommen. Zu dumm — nun gab es eine Szene. Er mußte Farbe bekennen. Stotternd brachte er heraus: „Siehst du, liebe Käthe, ich habe dir davon noch nichts gesagt. Aber du wirst dir denken können, daß ich vor dir ... auch schon ... ein anderes Mädchen kannte. Das da ist die Verfloßene. Aber die Sache ist erledigt, längst erledigt. Glaube mir! Ich wollte das Bild schon wegworfen, hab' nur nicht mehr daran gedacht. Daran kannst du sehen, wie unwichtig es ist.“

Die Entschuldigung zog nicht. Käthe nahm die Sache sehr wichtig. So wichtig, daß sie zuerst einmal das Bild mit beiden Händen hochnahm und auf den Boden schmetterte. Dieser Gewaltakt schien ihre Seelenstimmung in andere Bahnen zu lenken. Sie schluchzte plötzlich laut auf und warf sich dann mit aller Wucht in den Lehnstuhl. „Ich bin ja so unglücklich, so unglücklich!“ jammerte sie dabei.

Werner vergaß bei diesem Ausbruch vollkommen seine anrüchige Lage. „Das Ei, das Ei!“ schrie er auf und zerete Käthe vom Stuhl. Kiß dann das Kissen hinweg

und besah sich die Bescherung. In der Sinede klebte eine braune Masse, von dem Kissen tropfte es auf den Boden. Likörbonbons waren auch unter der Füllung des Östereis gewesen!

„Deine Östereibeschachtung!“ Das war alles, was Werner beim Anblick dieser Zerstückung hervorbrachte.

Käthe begriff. Ihre Tränen versiegten sehr schnell. Sie lächelte, lächelte stärker und platzte schließlich in schallendem Gelächter heraus: „Wein, bist du aber blöd!“

Jergendwie war Werner dem Schokoladenei dankbar. Er lachte kräftig mit. Dabei ging es ihm durch den Kopf: Gutes Ei, du haßt mich vor Schlimmerem bewahrt. Vielleicht wäre Käthe doch noch auf den Gesanten gekommen, das Bild, wenn auch unter Glastrümmern, näher zu untersuchen. Und da hätte sie entdecken müssen, daß am untersten Rand ein Datum stand, das der Rahmen verdeckt hatte. Und dieses Datum — hm, es lag recht nahe vor seiner Bekanntheit mit Käthe. So ein schneller Wechsel macht keinen guten Eindruck, bei jungen Mädels schon gar nicht. Und darum: gutes, braves Schokoladenei!

Denn das war es wirklich. Sein unerwartetes Auftauchen auf dem Stuhl hatte Käthe jo abgelenkt, daß sie Werner — schon weil sie ihm die Freude am Finden verdorben hatte — die Kleine, frühere Freundschaft mit diesem „Weib“ verzicht. Natürlich nur unter der Bedingung, daß Werner ihr aufrichtig versichern mußte, daß es schon arg, arg lang her war. Was denn Werner auch mit der ernstesten Miene von der Welt tat.

Günther



Jetzt ist unser Bischof a no für die Nazi —
da freut's an gar nimmer, daß ma bei der katholischen Aktion is.

MORGENMOND

EIN MÜNCHENER KÜNSTLER-ROMAN VON JOHANNA BIRNBAUM

Bisheriger Inhalt: Barbara Bärner, ehemalige Studentin der Philologie, wird durch den Bildhauer Florian Seidl in das Kunstleben Münchens eingeführt. Nach einem Zerwürfnis mit diesem Kunstgenossen studiert sie weiter in London und ist im Besonderen, heimzulehren und lernt Rechtsanwältin Eike kennen und lieben.

13. Fortsetzung.

Sie nahm sich vor, noch mehr Dampf hinter die Arbeit zu setzen. Aber war das immer möglich? Der Plan, nach dem die Dissertation ausgearbeitet werden mußte, brauchte Ruhe und Zeit, um zu reifen.

Zeit! Zeit! Zeit!

„Und wie lange Zeit brauchst du noch für deine Arbeit?“, fragte Gisela, als habe sie Barbaras Gedanken mit verfolgt.

„Nächstes Jahr im Sommer werde ich promovieren. Dann noch zwei Semester, und ich melde mich zum Staatsexamen.“

„War es denn überhaupt nötig, daß du promovierst?“

Barbara antwortete nicht gleich. Ihr Gesicht verwandelte sich, als sähe sie in der Ferne einen Hoffnungsschimmer. Vertrauen fassen und wieder glauben! An Eike von Moelen glauben!

„Vielleicht werde ich nur noch promovieren, um einen Abschlus zu haben, und dir dann den Weg frei machen“, lächelte Barbara.

Aber Gisela verstand sie nicht. Sie nahm ihr Buch wieder zur Hand, um dieses heikle Thema abzubringen.

Barbara drehte die kleine Nachtlampenschale aus und schloß die Augen. Im Geist lebte sie sich an Eike an und schlüchtete aus aller inneren Unruhe und Angst in seine starken Arme. So lebhaft sah sie wieder sein gütiges, vornehmes Gesicht vor sich, wie er ihr am Morgen an dem kleinen, weißen Tisch auf der Terrasse des Hotels gegenübergeessen hatte. Es war eine frohe Morgenstunde gewesen, keine Ernüchterung nach dem stüdtigen Nauch einer Nacht, sondern eine starke, gottgewollte Liebe war geblieben, die dem Licht des sonnigen Spätmorgentages standhielt. Kein Erwachen, keine Bewußtseinsbeisse an der Seite eines Geliebten, nur Vertrauen und Geborgenheit wie an der Seite des Gatten.

„Hallo, Seidl! Endlich trifft man dich mal allein!“ Eine kräftige Hand schlug Florian Seidl, der in Gedanken verloren, müde und langsam durch die Anlagen der Neuen Pinakothek nach Hause ging, auf die Schulter. Er suchte zusammen, wandte sich zur Seite und sah in das lachende Gesicht Burckhards.

„Nanu, bist du etwa auch nervös, alter Knabe? Das ist doch bei deiner Virennatur unmöglich. Aber du solltest mal ausspannen,

selbst die beste Gesundheit geht flöten bei einem solchen Leben, wie du es führst. Ich sah die Tür an der Josephskirche mit den Legenden, den Hubertusbrunnen und die Kanzelabart am neuen Regierungsgebäude. Das geht ja Schlag auf Schlag! Aber du treibst Raubbau mit deinen Kräfte.“

Florian ging langsam weiter und hörte geduldig zu, wie der alte Freund fortfuhr: „Dasu Ruderklub, Schwimmverein, S.A., Nabensjöpfiler — — —“ Sie waren bei der Wohnung des Bildhauers angekommen. Burckhard reichte ihm die Hand: „Spann doch mal für einige Tage aus! Kenn nach Tübing! Bei uns erholtst du dich bestimmt. Wir sind jetzt schon über zwei Wochen draußen mit Kind und Kegel. Heute erlebige ich hier ein paar geschäftliche Dinge und fahre morgen früh wieder zurück. Ich nehme dich mit. Gerda wird sich freuen.“

„Kein Gedanke! Ich habe keine Zeit!“

„Ein Jahr weiter in dem Tempo, und du bist erledigt!“

„Augenbittlich gehst mir noch großartig, mein Lieber!“

„Ich schon zu“, Burckhard war ein wenig verstümmt, „über dem Erfolg vergißt man die alten Freunde!“

„Na, also schön, ich komme mit.“

Langsam fuhr der Wagen in Tübing ein.

Burckhard, der am Steuer saß, wandte sich nach dem Bildhauer um: „Nun, reut es dich?“

Sonnenburdglühende Luft zitterte über der warmen Erde. Himmliche Stille war hier überall. Nur aus den Gärten klang dann und wann das Lachen spielender Kinder. In den Büumen hingen Getreidehalme, die die Zweige von den hochgeladenen Wagen abgestreift hatten. Über den Dächern der alten Häuser flogen die Schwärme auf und nieder und sammelten sich schon zur Keise nach dem Süden. Vom Balkon eines Holzhauses winkte ihnen Frau Burckhard entgegen.

Auf der offenen Veranda hatte sie den Tisch gedeckt und den Herren zum zweiten Frühstück eine Fleischspeise und Bier hingestellt.

„Nun muß man wohl Professor sagen“, begrüßte sie ihren Gast.

„Nacht's aber Schluß mit dem Geschwätz, Kinder, gelt?“

„Warum? Das ist doch Tatsache. Ich hörte es von Frau Greer im neusprachlichen Verein: die Akademie hat beschlossen — — —“

„Trotzdem!“ Florian unterbrach sie.

„Das bedeutet?“

„Daß ich den Ruf ablehne. Jawohl“, bestätigte der Bildhauer verbissen und abwehrend, und im Unterton schwang ein unendliches Selbstbewußtsein.

„Und warum?“ Frau Burckhards Gesicht zeigte Enttäuschung.

„Einmal will ich freier Künstler bleiben, frei und ungebunden; und zweitens sind Leute mit Titeln für mich keine freien Menschen mehr.“

„Nun, hier bei uns draußen findest du diese Einsamkeit, Seidl“, lachte der Hausherr, „wir sind hier rechte Bauern geworden.“ Sie führten ihn durch das Haus, das in ländlichem Stil gehalten war und in dem sich seit seinem letzten Besuch vieles verändert hatte. In seinem Wohnzimmer fand Florian ein breites Bett vor, nach alter Bauernart gearbeitet. Er freute sich über das bäuerlich gewirfelte Leinen der Kissenbezüge und Bettvorhänge.

Nach dem Mittagessen, das man vor dem Haus im Schatten eines alten Baumes einnahm, lief der Bildhauer den Hang hinunter und sah zwischen Büumen den See schimmern. Am Ufer leuchteten rote Hagebutten aus dem Gesträuch. Erinnerung kam über ihn: an den Hecken standen die Rosen in Blüte, und er sah Barbara auf dem schmalen Feldrain vor sich hergehen. Sie trug ein weißes Kleid, von



J. Lebeck

den sich Arme und Hals braun abhoben. Hier hatte er sie zum ersten Mal geküßt.

„Ich freue mich, daß es Ihnen so gut bei uns gefällt. Sie waren lange nicht da. Jetzt werden Sie doch wieder öfter kommen!“, sagte Frau Durdhard herzlich, als man sich am späten Nachmittag wieder im Garten einsand.

„Ah, das ist ja Klaus!“ rief Florian, „ist der Junge gewachsen!“ Und er hob ihn in die Luft, daß das Kind vor Freude laut aufschrie. „Ja, damals konnt' er grad' laufen — — das sind jetzt zwei Sommer her. Da waren sie mit Fräulein Wirtner bei uns. Wie geht es ihr übrigens!“ Sie sah Florian an und bereute ihre Frage. „Da kann ich ihnen leider keine Antwort geben“, murmelte Florian vor sich hin und rumpelte die Stirn. „Ich habe lange nichts von ihr gehört.“

„Ja, das war damals ein schönes Wochenende! Hatten wir nicht gerade Bootstausch? Unser Segelboot war kurz davor eingetroffen“, begann sich der Hausherr.

„Wir nahmen Stett mit ins Boot“, fiel Florian ein.

„Und das Grammophon. Wir haben ja auch Aufnahmen gemacht“, ergänzte Durdhard und stand auf, sie zu holen.

Seine Frau hatte immer gedacht, Florian und Barbara würden ein Paar. Sie schätzte Florian sehr; gleichzeitig aber verheißte sie sich nicht, daß es schwer sein würde, an seiner Seite zu leben. Aufregungen, Dergleiche, Unrast und Wiper würden das Los seiner Gattin sein, aber auch viel Glück und Freundschaft. Gewiß hatte Seid die Barbara nicht vergessen. Aber wie dachte er an sie! Flüchtig, sprunghaft, zu keinem Opfer bereit, das ihn in seiner Freiheit einschränkte.

„Ich hatte Fräulein Barbara gern“, sagte Frau Durdhard zu sagen.

Aber Florians Züge glitt ein Schatten: „Ich tauge nichts zur Ehe!“, erwiderte er grob.

Herr Durdhard kam mit dem Album und schlug es vor ihnen auf. Es waren meist Aufnahmen von der andern Seite des Sees, bei Berg, wo sie auf der Wiese gelagert hatten. Witten unter ihnen Barbara. Im Vordergrund der kleine Klaus mit dem Wollschäferlein im Arm, das Barbara ihm mitgebracht hatte. Und hier war ein feines Bild von ihr allein, wie sie im Boot stand und über das Wasser blickte. Mit Ungewalt packte ihn eine heiße Sehnsucht nach ihr. Wie konnte er sie aus seinem Leben streichen! Wie lange hatten sie nicht voneinander gehört! Sie durfte ihn nicht vergessen! Hatte er nicht zuletzt geschrieben — nach England — und sie hatte nicht geantwortet. Er begann sich — — ja, du lieber Himmel, sie hatte ja gar nicht antworten können! Wie hatte er ihr denn geschrieben? Weggeworfen hatte er sie. Sich von etwas lästigen befreit. Die Erinnerung an diesen Brief beunruhigte ihn. War da noch etwas gutzumachen? Jedenfalls würde er Barbara vieles erklären müssen. Vielleicht würde sie verzeihen. Wie hatte es denn damals um ihn gelaufen? Keine Arbeit, keine Aussicht auf ein Vorwärtkommen. Das Leben hing ihm zum Halbe raus. Wo er sich eine vergnügte Stunde verschaffen konnte, hatte er es getan, um von dem Elend wenigstens für kurze Zeit erlös zu sein; er hatte sich viel vergeben, sich an werlose Menschen verächtlich, nur um nicht zu dachen, nur um alles Widrige zu vergessen. Viel Unhöfliches hatte damals seine im Grunde reine Seele befehlt. Aber dann war es langsam mit ihm bergauf gegangen. Er hatte mehr Geld einbommen. Freilich waren es meist Aufträge für dekorative Sachen gewesen, keine großen Kunstwerke. Aber es hatte etwas eingebracht. Inzwischen bereitete sich langsam der Umschwung vor. Man fing an, sich für Plastik zu interessieren, die den Stempel höchsten Heiliges trugen.

Florian träumte vor sich hin. Seit langer Zeit kam er hier einmal zur Besinnung auf sich selbst. Vielleicht zum ersten Mal in seinem Leben tauchte in dieser friedlichen Häuslichkeit der Gedanke an ein eigenes Heim in ihm auf.

Durch das weit geöffnete Fenster drang das Abendläuten. Am Himmel spiegelte sich noch der rötliche Schein der untergehenden Sonne. Schon geisterte in den matten Wellen der Meere.

Frau Durdhard setzte sich an den Flügel. Als sie die ersten Akkorde ansah und Florian, der am Fenster saß und auf das abendliche Land hinausgeschaut hatte, sich wieder ins Zimmer wandte, sah er Durdhards Blick bewundernd auf seiner Frau ruhn. Ihre reife

Fraulichkeit zeigte eine gewisse Fülle, die das weidhrapierte Hausgewand aber wunderbar ausglich. Das tiefdunkle Haar hob sich in der Dämmerung malerisch ab. Die Schönheit des Raumes, die edle Musik und die harmonische Atmosphäre des Hauses, in dem man jede große und laute Heftigkeit ablehnte, übten eine so wohlthuende Wirkung auf Florian aus, daß er sich fragte, was er mit seinem tellen, unabhängigen Leben schon gewonnen habe.

„Seid nicht böse, wenn ich gegen meine ursprüngliche Absicht heute schon wieder aufreche! Aber mir schwebt so deutlich die Ausführung einer Idee vor, mit der ich mich schon lange herumschleppe. Ich muß ins Atelier.“

Was hatte es für Zweck, ihn unzustimmen! Man konnte seine Unrast nur Geringe. Überstürzt nahm man Abschied. Florian fuhr noch am selben Abend nach München zurück.

Aber es war nicht die Arbeit, um derentwillen er so plötzlich aufbrach. Florian wollte allein sein.

War Barbara in den letzten Monaten seinen Gedanken fast völlig verschwunden, so erfüllte sie ihm nun mit Macht Herz und Sinne. Er wollte ihr schreiben. Noch heute abend. Lange Briefe lagen ihm zwar nicht. Aber er würde sich Zeit nehmen, sich alles von der Seele sagen, sich mit Barbara aussprechen. Und als Weibchen würde er nach Hannover fahren — er war noch niemals in Norddeutschland gewesen.

Er würde schreiben, und Barbara würde antworten. Sie sollte es sofort tun. Er wollte sie darum bitten. Jetzt schon freute er sich auf ihren Brief. Er liebte ihren Stil. Und schon ihre Handschrift, der schwache Duft des Briefpapiers würden etwas von ihrem Wesen mitbringen. „In dulci jubilo“, sang sein Herz.

Die Straßen in München waren belebt. Trotz der vorgerückten Jahreszeit waren noch viele Fremde da. Florian summte vor sich hin, als er über die Anlagen am Maximilianplatz ging.

Das Ateliergebäude lag still und verlassen. In dem kleinen Vorgarten blühten noch ein paar verpörrigte Atern und Sonnenblumen. Florian schloß die Doppeltüre auf. Gewohnheitsgemäß sah er nach, ob Post da war. Der alte Blechtisch sprang knarrend auf ein freudiger Schreck durchzuckte ihn: ein Brief von Barbara! Ein seltsames Zusammenstoßen! — — Aber es war ja gar kein Brief — — der Unschlag war nicht geschlossen. Merkwürdig schwer fielen ihm die paar Schritte bis ans Fenster, wo er die wenigen Worte auf seiner Karte entzifferte:

Wir geben unsere am 15. September in Hannover vollzogene Vermählung bekannt und senden uns herzlichem Meltenauer Heim die besten Grüsse.

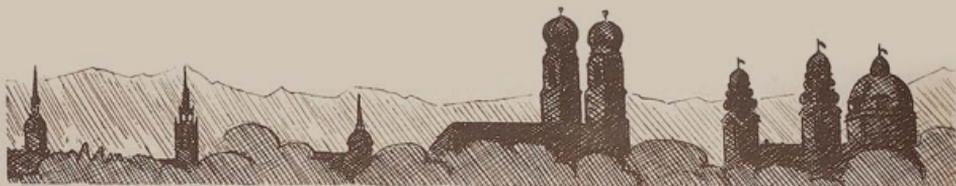
Eike van Moelen, Rechtsanwalt und Notar,
Barbara van Moelen, geb. Wirtner.

Dunkelheit füllte langsam den Raum und sentte sich auf Florians Bildwerke, bis das Mondlicht sie zu neuem Dasein weckte. Wieder wurden sie sichtbar. Aber anders als im harten Licht des Tages. Die Materie trat zurück, von innen her drängte unruhiges Leben in ihnen zur Sprache. Der Geist, den der Bildbauer ihnen eingebracht hatte, war aus äußerer sichtbar. Hohnend, anklagend, schadenfroh, teilnahmslos und überlegen lächelnd schienen die Gesichter seiner Phantasie über ihn herzufallen und ihn zu rüchten. Ein Winchels fuhr durch die Ulme, die im Vorgarten stand, und der Schatten einiger Zweige bewegte sich gespensterhaft über die Steinwelen.

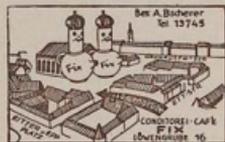
Florian machte Licht. Es war halb zwei. Er zündete sich eine Zigarette an und lief in die Nacht hinaus.

Barbara hatte das Elternhaus verlassen. Es schien zunächst, als habe sie damit ihrer Schwester den Weg freigeben in die Hauptstadt, wohin alle Bünche Götislas gingen. Aber die Berechnungen erwiesen sich, wie sich sehr bald herausstellte, als durchaus unrichtig: die Eltern hatten an der Aussteuer abzusparen; und das Verlöblich lag noch mehr bei das Studiengeld. Die Spannung zwischen den einzelnen Mitgliedern der Familie war nicht beboden, sondern verstärkte sich mehr und mehr.

(Fortsetzung folgt.)



Nachfolgende Geschäfte und Gaststätten freuen sich auf Ihren Besuch



Café Luitpold
Nachmittags u. abends Konzert

Hotel Stadt Wien am Hauptbhf.
Führende deutsche Kaffeehaus-Kapellen
spielen täglich nachmittags und abends

Weinhaus KAKADU
das gute Abendlokal hinter dem
Hofbräuhaus / **Nachtbetrieb**

Café Orlando di Lasso am Platzl
nachm. Konzert **Täglich** abends Tanz

Café Residenz
Konditorei-Café • Sonnenstraße 4

Weinhaus Birk, Kaufingerstr. 33
la Küche von früh bis abends
STIMMUNGS-SCHRAMMELTRIO

Café Perzel am Marienpl.
Bekannt gute Küche alle Tagesstilungen

Konditorei-Tages-Café Heid
Residenzstr. 17, gegenüber dem Staatstheater
la Konditoreiwaren - Eis - Spezialitäten

Qualitätsdrucke

Inserieren bringt Gewinn!

Vorzüglich und preiswert speisen Sie

in **GEISEL'S** neuen

EXCELSIOR GASTSTÄTTEN

Auswahlreiche Menus zu RM 1.50 / Löwenbräu-Biere vom Faß

Graph. Kunstanstalt W. Schütz

München, Herrstr. 8-10, Tel. 20763

Markensommer
ersch. inter. Nachr.
kostenlos

Markenmayer
München, Biederstr. 49

Jeden Tag **Dralle** Birkenwasser
Qualität **Dralle** Rasiercreme

HEINLOTH & CO. KDT-GES.
MÜNCHEN 2 N.W. - ARNULFSTR. 26.
FERNSPR. 52547 **KLISCHEE**

Verlangen Sie
überall die
„JUGEND“

Klischees hergestellt
für Neujahrswünsche
Kart. Entwürfe
& Zeichnungen
Münchener Klischee-Anstalt
Kanalstr. 3 / Tel. 27667

Liebe Jugend!

Meine Frau kommt vom Friseur heim und zeigt mir stolz dessen neueste Schöpfung. „Du, Karl, wie gefällt dir die neue Rolle über der Stirn? Nicht einfach fabelhaft, wie gut mich die Kleider!“ „Das, das ist ja eine Hirnwurst!“

„Nenn mir Waldvögel!“, forderte der Lehrer die Kleinen auf. „Waaameise“,

sagte der eine, „Schwarzmeise“, der andere. Dadurch angeregt, meldete sich auch der Willi, herzig, aber furchtbar dumm: „Ameise“, rief er freudestrahlend.

In einer Frühlingsnacht

Dann und wann kommt der vierjährige Klaus mitten in der Nacht zu seiner Mutter ins Bett.

Einmal aber schläft sein größerer Bru-

der bei der Mutter. Wie schon manchmal, flattert so gegen Morgen der Kleine Klaus ins Bett der Mutter. Aber da ist ja schon sein größerer Bruder, also geht's einfach weiter um ein Bett zum Vater, und man nistet sich hier ein.

Der Vater erwacht, er ist solchen nächtlichen Besucher nicht gewöhnt, er fragt erstaunt: „Na no, was ist denn los? Was willst denn du bei mir?“ Doch der Vierjährige ist mit der Antwort nicht verlegen. „Na weißt, Papa, der Mama ihr Bett ist schon so voll!“ — Wer könnte den Anirpsen böse sein, die uns sogar in der Nacht aus tiefem Schlaf ins Leben bringen? X. K.

Umhängig? Umhängig?
Dann:
KAFFEE HAG

Die gute Dauerwelle
Edward Ehm / Fraunhoferstraße 34



Zum Geburtstag des Führers

gibt die Deutsche Reichspost am 13. April diese 12-Pf.-Marke heraus, die nach einer Aufnahme des Reichsbildberichterstatters Heinrich Hoffmann von Professor K. Klein-München entworfen ist. Der Aufschlag von 38 Pf. fließt in den Fonds des Führers zur Erfüllung wichtiger kultureller Aufgaben.

[Hoffe-Hoffmann.]

Aus strategischen Gründen

Von E. C. Christoph

Ich kam aus dem Norden zum ersten Male nach Indien. War Leutnant in einem britischen Kolonialregiment.

Wie mich der Sauber des Landes packte! Ost war mir, als wandelte ich im Traum. Der Dienst war laßig. Wir trieben Sport, wo wir nur konnten. Wir, Mary, ich und zwei andere europäische Offiziere. Marys Vater, der Colonel, der diesen Platz besetzt, machte nicht mehr mit. Aus Gründen der Staatsraison, wie er sagte. Sollten nicht jehen, die Eingeborenen, wie der würdige Colonel auf dem Sportplatz die Glieder verrenkte. Konnten vielleicht darüber grinsen.

Aber wir trieben es desto toller, Mary und ich. Wir waren unzertrennlich.

Mary unterrichtete die Kinder des Maharadscha. In den Sprachen, denn die Maharani lag unter wundervollen weißen Steinen in einem phantastischen Grab. Ich redete mit dem Colonel darüber. Sollte Mary mehr zurückhalten, denn sie war nicht nur jung, sondern schön. Und die einzige Europäerin am Ort.

Aber der Colonel lachte nur und meinte, es sei schon richtig, das mit dem Sprachunterricht, aus strategischen Gründen.

„Die Prinzen lernen durch Mary englisch denken“, meinte er. „Das ist viel.“

Ich zuckte die Achseln, aber Mary mußte am Abend unter tausend Küßen schwören, daß sie stets nur mich lieben werde.

Am anderen Tag erhielt ich das Kommando ins Gebirge. Weit fort. Wir marschierten. Die Tage vergingen. Die Wochen. Ich schrieb und schrieb. Aber ich erhielt keine Antwort. Die Wochen vergingen, die Monate. Ein halbes Jahr.

Endlich war es wieder so weit, endlich fahrten wir wieder zurück. Zu Mary!

Ich meldete mich beim Colonel. Er sah nicht gut aus. Krank.

„Sieber gehabt, Colonel?“ fragte ich erstaunt, denn er hatte viel hinter sich, bestand eigentlich nur noch aus leberner Haut und harten Knochen. „Wo ist Mary, Colonel?“

„Sie werden sie morgen jehen, Leutnant“, sagte er, „es ist Schlafenszeit.“

Ich ging. Aber ich schlief nicht. Mit heißen Wangen jagte mich der frühe Morgen von meinem Lager. Um zehn Uhr war Meldung beim Fürsten. Dann aber, dachte ich, dann...

Wir traten aufgerichtet und in großer Uniform in den prächtigen Saal. Sporenklirrend schritt ich vor den Thron, meine Meldung zu machen. Da flochte mein Fuß. Das Blut wich aus meinen Wangen. Jaß wäre ich getaumelt. Schon jetzt also sollte

ich Mary wiederjehen, jchon jetzt. Dann Frachte ich die Sachen zusammen und salutierte vor dem Maharadscha auf rotantemem Thron, und vor... Mary, die neben ihm saß. Als Maharani!

Wie ich wieder in mein Zimmer kam, weiß ich nicht. Aber der Colonel erwartete mich schon. Er war ganz grau im Gesicht. „Es ließ sich nicht ändern“, flüsterte er, „aus...“

„Ich weiß“, unterbrach ich ihn und fühlte, wie mein Blut zu Eis erstarrte, „aus strategischen Gründen!“

Noch selbigen Tages erjuchte ich um ein Kommando nach Arabien.

Drei Stunden vor meiner Abreise erhielt ich durch eine Eingeborene einen Zettel mit dem Wort: Verzeih!

Ja, dachte ich erbittert, aus strategischen Gründen!

Dann streute ich die Jegen über irgendeine Brücke in irgendeinen dunklen Fluß.

Liebe Jugend!

Im Schaufenster eines Feinstoffgeschäftes befindet sich ein Plakat „Schleuberbonig“.

Eine Frau betritt den Laden und fordert einen Topf Schleuberbonig. Sie soll dafür 1,50 Mark bezahlen.

„Was, 1,50 soll ich dafür zahlen und das nennen Sie Schleuberbonig!“ — Und unmutig verläßt sie den Laden.

Allen Gewalten zum Trotz sich erhalten!



Drixelius, Köln

„Liebster, was gibt es schöneres als eine Frühlingsnacht.“